

zieht. Die ungarländischen Studenten berichten über die Stadt Göttingen und deren Universität, über ihre Professoren, über das Göttinger Bibliotheks- und Verlagswesen, den studentischen Alltag, über Vergnügungen, Ausflüge und Reisen. Der achte Abschnitt bringt zwei Briefe an Schlözer, einen Brief des Asienreisenden Sándor Körösi Csoma, einige Gedanken des Mathematikers und Physikers Farkas Bolyai über seine Freundschaft mit C. F. Gauß sowie Betrachtungen des Zipser Deutschen Karl Georg Romy über die »seligen Tage im Musensitz Göttingen«.

Einige Zitate mögen das Bewußtsein der ungarischen und siebenbürgischen Studenten veranschaulichen, durch ihr Studium an der Göttinger Universität zu Trägern und Verbreitern aufklärerischen Gedankenguts in ihren Heimatprovinzen zu werden. Gergely Berzeviczy schrieb seiner Mutter im Jahre 1784: »Ich will mich bloß zum aufgeklärten, thätigen Mann bilden, der seinem Vaterlande und seinen Mitmenschen nützlich werden kann«. János Kis schreibt in seiner Autobiographie über sein Studium in Göttingen, daß die dortigen Professoren »die größten Leuchten« der Wissenschaft seien. József Mátyási schrieb 1792, daß die Ursache der so großen Fruchtbarkeit der hiesigen Gelehrten und Wissenschaften die im Zenit stehende Sonne der Freiheit sei, nämlich nicht nur die völlige Ungebundenheit des Denkens, Lehrens, Schreibens und Druckens, sondern auch dessen Erweckung und Förderung durch Lob und Prämien. Alexander Baron von Prónay meinte in einem Brief von 1784 an Schlözer: »Göttingen hört nicht auf, die Lehrerin Ungarns – die Hauptquelle unserer Aufklärung und Kultur zu sein«.

Ein ausführlicher, textkritischer Apparat, ein Quellenverzeichnis mit biographischen Notizen, ein Verzeichnis der Personennamen und der geographischen Namen beschließen das Bändchen.

Klaus Popa

Meschede

HABSBURGERMONARCHIE UND DUALISMUS

BRIDGE, FRANCIS R.: *The Habsburg Monarchy among the Great Powers, 1815-1918*. New York/Oxford/Munich: Berg 1990. 417 S.

Der Verfasser, Jahrgang 1939 und derzeit Professor für Internationale Geschichte 1815-1918 an der Universität Leeds, hat sich mit dem vorliegenden Band erneut als einer der besten Kenner österreichischer (-ungarischer) Diplomatiegeschichte im langen 19. Jahrhundert ausgewiesen. Seit über zwanzig Jahren konzentriert sich der britische Historiker in einer Reihe von Aufsätzen und Monographien auf vornehmlich drei Schwerpunkte, die sich auch in der 1989 fertiggestellten Arbeit erkennen lassen:

die Geschichte der Beziehungen zwischen der Monarchie und Großbritannien, die Orientalische Frage als letztes Kernproblem habsburgischer Machtpolitik nach 1866/1871 und die Chancen und Grenzen der Stellung des Reiches im europäischen Mächtekonkordat in der Ära nach dem Krimkrieg. Die erste Gesamtschau seit dem Wiener Kongreß hatte Bridge bereits 1982 für den Band VI der „Habsburgermonarchie 1848-1918“ (Wien 1989) erstellt. Die vorliegende Monographie stellt eine sachlich und umfangreich stark erweiterte Fassung jener Arbeit dar, deren Kernthesen aber im wesentlichen unverändert blieben. Der Band ist straff und übersichtlich gegliedert und behandelt in sieben Kapiteln Ausgangssituation, Handlungsbedingungen und Entscheidungen der habsburgischen Diplomatie von 1815 bis zum Zusammenbruch. Dem geht ein systematisch gehaltenes Einleitungskapitel zu Entstehungsumständen, Entscheidungsträgern und allgemeinen Rahmenbedingungen voran; abgeschlossen wird die Darstellung mit einer knappen, vergleichenden Zusammenfassung, in der Bridge seine Thesen pointiert wiederholt.

Die Diplomatiegeschichte ist für den Autor die Geschichte von Entscheidungsfindungen, genauer gesagt, der konkreten Akteure, ihrer Kalküle und Prämissen für positiv formulierte Außenpolitik. Das »Decision-making« in der Monarchie beschreibt Bridge darum zuerst als Ausübung des traditionellen Reservats von Prärogativen durch den Kaiser und von »Männern nach seinem Herzen« (S. 4). Insofern werden Franz Josephs I. Vorstellungen von Legitimität, wohl erworbenen Rechten und monarchischer Ehre als letztlich entscheidende Faktoren diplomatischer Alltagsarbeit gekennzeichnet. Nach Bridge blieb die Selbständigkeit von Außenpolitik als monarchisch-übernationaler »Arkandisziplin« gegenüber wachsenden partei-, innen- oder wirtschaftspolitischen »Pressure-Groups« bis 1914/1918 weitgehend gewahrt. Wiener Diplomatie wurde schon deswegen mehr als anderswo an den internationalen Tagesfragen orientiert und durch sie bestimmt.

Die Position der Monarchie im Koordinationsystem der Großmächte fixiert der Verfasser mit einem stringenten Erklärungsmuster: Seit den Neuordnungen von 1814/1815 war die Monarchie die schwächste Macht zwischen dem stärkeren »unruhigen« Rußland und Frankreich, bedroht von den aufstrebenden Nationalismen Italiens, Deutschlands und des Balkans und von ihren regionalen Vormachtrollen tendenziell überfordert. Ausgangspunkt war für den Ballhausplatz daher die Einsicht in die Abhängigkeit von der internationalen Mächtekonstellation, auf die immer nur reagierend und bremsend, selten aber positiv gestaltend eingewirkt werden konnte. Großmachtanspruch, Integrität und Kohäsion des Reiches waren nach 1815 ebenso wie nach den Verlusten von 1859 und 1866 nur durch ein hohes Maß an Flexibilität und Selbstbegrenzung sowie eine günstige außenpolitische Lage zu sichern. Jede Abkehr der Mächte vom Konkordat, jeder Trend zu egoistischer Interessenpolitik oder etwa selbstverschuldete Isolierung (1856-1871, 1908-1914) stellten langfristige Bedrohun-

gen dar. Bridge sieht die habsburgische Diplomatie wesentlich als bewußte Gratwanderung zwischen den Chancen strikter Status-Quo-Politik an der Seite einer wirklichen Großmacht beziehungsweise einer partiellen Interessengemeinschaft und den Gefahren von Isolation oder erniedrigender Abhängigkeit von einem übermächtigen Bündnispartner (1914-1918). Dem Verfasser gelingt es in seiner detaillierten und quellennahen Darstellung immer wieder, diese Gratwanderung samt Teilerfolgen und Krisen herauszuarbeiten. Wendigkeit und Sorge um bilaterale (zumeist Rußland) oder kollektive Sicherheitsallianzen (Dreibund, Mittelmeerentente) konnten aber nie stabile Erfolgsgarantien bieten. Kunst und Erfolg der leitenden Minister mußten sich zumeist darauf »beschränken«, die vitalen Interessen der Monarchie der gerade aktuellen Realität schnellstmöglich anzupassen, weil sie eben jene Realität selbst kaum zu prägen wagten.

Der Autor zeigt eindringlich, daß dem Ballhausplatz – unabhängig von den Fähigkeiten, Anstrengungen und Sympathien einzelner Minister – nur in sehr begrenztem Maße effektive Mittel zu Gebote standen, um existentiellen Herausforderungen wie dem russophilen Panlawismus, der italienischen oder rumänischen Irredenta oder der deutschen »Weltpolitik« zu begegnen. Insbesondere nach 1867 wurden die Optionen von der komplizierten Struktur des Dualismus zur Stabilisierung der deutsch-ungarischen Elitenherrschaft zusätzlich eingeengt. Gerade die protektionistischen Interessen der ungarischen Großagrarien, nationale Bedrohungsängste vor russo-slawischen Einkreisungsversuchen und ein finanzpolitischer Kuhhandel zwischen den Reichshälften untergruben sukzessive die außenpolitische Handlungsfähigkeit. Der Widerwille der ungarischen Eliten gegen jede potentielle Stärkung zentraler Instanzen wie die gemeinsame Armee oder die Reichsfinanzverwaltung, gegen freihändlerische Handelsabkommen oder trialistische Experimente vermochten zwar eine ernste Verfassungskrise wie zwischen 1903-1906 zu provozieren; eine »ungarische« oder durch ungarische Verhältnisse positiv bestimmte Außenpolitik hat es für Bridge dagegen nicht gegeben. Andererseits besaß auch kein Außenminister wirkliche Mittel, um innenpolitische Barrieren, wie empfindliche Budgetdefizite, Rüstungsversäumnisse oder einfach den Widerstand des ungarischen Premiers zu beseitigen. Gleichwohl blieb es nach Bridge »common sense« aller ungarischen Politiker, daß das Königreich Ungarn nur im Rahmen der Monarchie als Großmacht überleben konnte. Insofern wurde die kaiserliche Außenpolitik nicht ernsthaft angegriffen.

Es überrascht daher kaum, daß die Leiter der habsburgischen Diplomatie die innere Lage mit konservativ-pessimistischer Grundstimmung eher als gegeben, denn als determinierend ansahen. Der Flexibilität und Phantasie, mit der vom Ballhausplatz aus die Monarchie über Jahrzehnte hinweg erstaunlich sicher gesteuert wurde, stand im Inneren ein Mangel an Einbildungskraft und Kompromißbereitschaft gegenüber, der Realitäts-sinn, Reformbereitschaft und schließlich auch einen Kompromißfrieden im Weltkrieg unmöglich machte. Vor diesem Hintergrund begreift der Ver-

fasser die Kriegsentscheidung von 1914 gleichwohl als bewußt diplomatisch, und nicht als sozialimperialistisch begründete »Flucht nach vorn«, heraus aus einer Zwangslage an die Seite des einzig verbliebenen Bündnispartners. Dessen Sieg freilich bot nach aller Erfahrung noch bedrohlichere Aussichten für die Integrität und den Erhalt des österreichischen Großmachtstatus' als eine mäßige Niederlage, 1918 zumal. Das Schicksal der Monarchie blieb für den Verfasser bis zuletzt eine Frage von außenpolitischer Einsicht, Kompromißfähigkeit und Ehre. Bridge bietet daher dem Leser eine Geschichte des Scheiterns an Umständen, die im Äußeren und Inneren nur selten im Handlungsbereich österreichisch (-ungarischer Außenpolitiker lag.

Einige kritische Punkte seien noch angemerkt. Gemäß dem Hauptinteresse des Autors bleibt die Darstellung der Jahre nach 1871 etwas übergeordnet. Trotz ihrer Bedeutung werden auch Herkunft, Karriere und meinungsbildende Grunderlebnisse der Protagonisten nur sehr knapp gezeichnet. Die zentrale Frage nach Art und Reichweite innenpolitischer, binnenministerieller oder höfischer Einflußnahme wird wohl zu oft mit dem Hinweis auf »nur« negativ-optionsbeschränkende Wirkungen beantwortet. Ganz allgemein werden sozialgeschichtliche Aspekte der Entscheidungsprozesse unterbelichtet. Auch wenn man zum Beispiel dem Beamtenapparat durchweg nur wenig kreative Geltungschancen zuspricht, so hätte die im europäischen Vergleich bemerkenswerte Zunahme des nichtadligen Personals am Ballhausplatz auf rund 50% (S. 17) durchaus eine eingehendere Beachtung verdient.

Nimmt man den Band als quellengesättigte Studie zu Prestige, Position und Manövrierfähigkeit der Habsburgermonarchie im Verband der europäischen Mächte, so ist eine zweifellos ausgewogene, mitunter sogar fesselnde Darstellung gelungen. Sie bietet sowohl für eine gesellschaftsgeschichtlich orientierte Debatte zu Überlebensfähigkeit, Modernisierungspotential und strukturellen Defiziten des Reiches Diskussionsstoff als auch für die aktuelle Diskussion um »Balkanisierung« und nationalistischen Extremismus.

Äußerlich gesehen ist der Band umsichtig und informativ gestaltet. Vier übersichtliche Karten erläutern den Text gerade zur Balkanfrage seit 1815. Ebenso sind Abbildungen der Minister und Kaiser beigelegt. Im Anhang findet der Leser Schlüsseldokumente für den Zeitraum 1873-1904, wie etwa den Zweibundvertrag oder die Dreikaiserallianz von 1881. Die Quellennachweise – Bridge arbeitete vorwiegend in österreichischen und britischen Archiven –, eine weiterführende Auswahlbibliographie sowie ein Namens- und Sachregister vervollständigen den benutzerfreundlichen Band.

GÖRLITZ, WALTER: *Jelačić. Symbol für Kroatien. Die Biographie*. Wien und München: Amalthea 1992. 256 S.

Über alles könne man mit den Ungarn reden, erzählte uns kürzlich ein befreundeter kroatischer Universitätslehrer, von einem wissenschaftlichen Kongreß in Budapest nach Zagreb zurückgekehrt: über alles – nur nicht über Jelačić. Geredet werden muß aber über ihn. Denn was vielen Ungarn auf der nationalen Seele brennt, ist in Kroatien ein Mythos vom Unabhängigkeitsstreben der Nation, der gerade in Zeiten der Krise periodische Wiedergeburten erlebt. Wir sind Zeitzeugen der jüngsten; ein wissenschaftlicher Diskurs über Person, Wirken und Mythos des Banus Josip Jelačić täte also dringend not.

Vorweg gesprochen: mit der 1992 im Wiener Amalthea Verlag vorgelegten populärwissenschaftlichen Lebensbeschreibung aus der Feder des als Weltkriegschronist und Habsburgerbiograph bekannt gewordenen Walter Görlitz hat dieser Diskurs noch nicht begonnen. Der Verfasser beschränkt sich auf die Präsentation eines positiven, wenngleich gescheiterten habsburgtreuen Helden, so wie er vielleicht seinen Platz in einer offiziellen kroatischen Nationalgeschichte finden mag. Görlitz stützt sich zwar auf eine relativ breite Auswahl zeitgenössischer Quellen- und Memoirenmaterials; sein Literaturverzeichnis weist aber kaum neuere Sekundärliteratur oder fremdsprachiges (ungarisches oder kroatisches) Schrifttum auf. Der ähnlich angelegten, ausführlicheren Arbeit des patriotischen kroatischen Emigranten Ernest Bauer (1974) ist somit wenig Neues hinzugefügt. Dabei ist natürlich zu bedenken, daß die Auseinandersetzung mit diesem kroatischen Nationalsymbol (dessen Denkmal auf dem Zagreber Hauptplatz 1948 abmontiert und erst 1991 wieder aufgestellt wurde) im kommunistischen Jugoslawien spärlich stattfand. Für Tito war Jelačić ein »Reaktionär«, der der »fortschrittlichen« ungarischen Revolution in den Arm gefallen sei. Aber auch in den kurzgefaßten historischen Exkursen mit Hintergrundinformationen für den mit der Problematik unvertrauten Durchschnittsleser – über die Militärgrenze, den Illyrismus oder das kroatische Staatsrechtsverständnis – fehlt die Thematisierung strittiger Punkte (wie etwa der *pacta-conventa*-Frage) und die Auseinandersetzung mit Meinungen, die von der kroatischen Lesart abweichen.

Das Lektorat strotzt von ärgerlichen Ungereimtheiten und Fehlern. Kroatische Personennamen begegnen in slawischer Orthographie, jedoch (mit Ausnahme der Hauptperson) ohne diakritische Zeichen. Solches ist zweifach unlogisch: die Gajeвица wird nicht nur inkonsequent angewandt, sie hatte sich außerdem in der fraglichen Zeit noch nicht allgemein durchgesetzt. Historisch schrieb man sich in ungarischer (»Draskovics«) oder deutscher Orthographie, eingeschlossen Banus Jelačić (»Jellachich«) selbst. Ortsbezeichnungen tauchen dagegen in unterschiedlichen, meist deutschen zeitgenössischen Schreibweisen auf. Die ungarischen Parallelbe-

zeichnungen sind nur spärlich verwendet, manches ist ganz falsch geschrieben. Von Harmonisierung im Text oder wenigstens einer Namenskonkordanz keine Spur. Derlei verlegerische Gedankenlosigkeit kommt einer Geringschätzung des Autors gleich.

Zeichnete die nach wie vor lesenswerte Biographie von Rudolf Horvat (1909) vor allem Jelačićs Rolle in den Ereignissen der entscheidenden Jahre 1848/1849 minutiös nach, so gibt Görlitz, wie Bauer, dem frühen Werdegang des Josip Jelačić angemessenen Raum. Seine Abkunft von einem populären Grenzerkommandanten, die sein Selbstbewußtsein prägte, die zwischen ehrgeizigem Führungsanspruch und von früher schwerer Erkrankung hervorgerufener Schwerkmut schwankende Persönlichkeit seiner Offiziersjahre, die frühe Verbindung mit patriotischen und illyrischen Kreisen und die Favorisierung durch Gaj – dies alles sind Punkte, die den raschen Aufstieg Jelačićs ebenso verständlich machen wie das schließliche Scheitern an seiner selbstgestellten Aufgabe.

Bei aller Sympathie läßt auch Görlitz' Darstellung erkennen, daß der Anteil der Kroaten, die beim Kampf um Wien eine herausragende Rolle gespielt hatten, im Feldzug gegen Ungarn eine militärisch eher untergeordnete Position einnahm. Den Ausschlag gab die Intervention der Russen. »Die erste Republik Ungarn blieb ein verzweifeltes Abenteuer – eingeleitet von einem phantastischen Patrioten, der die realen Möglichkeiten Ungarns überschätzt hatte« (S. 185). Görlitz sieht die Bedeutung des Jelačićschen (und kroatischen) Eintretens für die kaiserliche Sache vor allem im Ergreifen des Kairós, in der frühen Solidarisierung des Banus als zeitweise einziger Verbündeter des Kaisers. Dieses Verdienst konnte jedoch die Wiener Bedenken gegen die Manifestationen slawischen Eigenständigkeitsstrebens nicht überwinden. Sowohl die realen Möglichkeiten seines Landes als auch die politische Großlage falsch eingeschätzt hatte somit auch Jelačić, dessen Vision von einem angemessenen Lebens- und Entwicklungsraum für das kroatische Volk innerhalb der Monarchie rasch zerstob. Für ein Dreieinigtes Königreich Kroatien, Slawonien, Dalmatien, erweitert um die serbische Vojvodina, geführt vom Banus der Kroaten, war im Bachschen Absolutismus kein Platz. Was Ungarn als Strafe erhielt, bekam Kroatien zum Lohn, so der geläufige Spott eines ungarischen Edelherren. Reich, aber verbittert, von Paralyse zerrüttet, vom Kaiser ignoriert, von der Gesellschaft gemieden, starb Jelačić zehn Jahre nach seinem größten Triumph auf seinem Landsitz bei Zagreb.

»Ustaj, Bane, Hrvatska te zove, ustaj Bane – Jelačiću!« Die Geschichte des kroatischen Banus ist nicht vollständig ohne den Mythos, in den sie mündete. »Steh auf, Banus, Kroatien ruft dich – steh auf, Ban Jelačić!« sang man in Kroatien während der serbischen Königsdiktatur der Zwischenkriegszeit. Wie so vieles, wurde auch dieses Lied im Zuge der neuen kroatischen Unabhängigkeit wieder populär. Heute zeigt der Säbel des Fernkornschen Reiterstandbildes auf dem Jelačić-Platz in Zagreb statt gegen Ungarn eher gegen Serbien, das der historische Jelačić noch unter Kroati-

ens und der Monarchie Fittiche zu nehmen gedachte. Dort wiederum bespöttelt die Regierungspresse, historische Ehrentitel großzügig verteilend, den kroatischen Präsidenten Tuđman ob seiner dominanten Stellung in der innenpolitischen Szene seiner Heimat als »Ban Franjo«. Auch die Mythologisierungen historischer Persönlichkeiten sind Teil ihrer Realität – gerade im Fall Jelačić aktueller denn je. Schade, daß Görlitz sich mit ihnen nicht auseinandersetzt.

Michael Paulwitz

München

JÓZSA, GYÖRGY GÁBOR: *Ferenc József zászlai alatt (1848-1914)* [Unter den Fahnen Franz Josephs (1848-1914)]. Budapest: Corvina 1990. 140 S.

Das Zeitalter des berühmten Rufes »Tu felix Austria nube!« war unter Franz Joseph I. längst vorbei. Die Habsburgermonarchie verlor ab 1848 wertvolle Territorien (Lombardei, Venedig), während sein Einfluß in Italien und in Deutschland dahinschmolz. Dies war neben einer verfehlten Politik nicht zuletzt der Schwäche der Armee zuzuschreiben. Dabei griff der Monarch bei Konfliktsituationen allzu gern auf seine »teuersten Untertanen«, auf die Armee, zurück.

Daß die Schlagfertigkeit der österreichischen Armee einiges zu wünschen übrig ließ, stellte sich bereits während des ungarischen Freiheitskampfes von 1848/1849 heraus. Spätestens nach der Niederlage bei Solferino schien eine grundlegende und tiefgreifende Reform unumgänglich. Die eingeführten Änderungen spiegelten jedoch eher eine Konzeptionslosigkeit der Militärführung wider. Wie wenig die schnell durchgeführten Reformen zufriedenstellend waren, ließ die Schlacht bei Königgrätz erkennen. Der österreichisch-ungarische Ausgleich erschwerte schließlich die Schaffung einer modernen Armee. Deren Probleme sollten die Doppelmonarchie bis zu ihrem Zerfall belasten.

Bei der Darstellung der Geschichte der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Armee bis 1914 legt Józsa Wert auf die Schilderung von deren Rolle in der Gesellschaft. Die besondere Bedeutung des Offizierskorps, der verlässlichsten Stütze der Dynastie, wird stets unterstrichen. Der Autor schreibt nicht nur Armee-, sondern auch Politikgeschichte. Anhand wichtigster Schlachten und politischer Ereignisse erläutert er Hintergründe und Zusammenhänge und bettet die Geschichte der k. u. k. Armee in die europäische Geschichte ein. Dabei argumentiert er sachlich, manchmal aber auch ironisch. Józsa versucht öfters, verkrampfte Klischees abzubauen. So wendet er sich gegen die Theorie einer angeblichen »Germanisierung« der Offiziere oder gegen die Schwarz-Weiß-Malerei bezüglich des ungarischen Aufstands. Eindrucksvoll beweist er, daß überdurchschnittlich viele »fremde« Offiziere (Deutsche, Kroaten, Serben) in der Honvéd-Armee

kämpften und zahlreiche Ungarn sich aktiv an der Niederschlagung des Aufstands beteiligten.

Die unkomplizierte, klare Sprache, die ständige Beleuchtung kausaler Zusammenhänge, die kurzen Exkurse und die detaillierten Erklärungen erleichtern die Benutzung des Bandes. Die vielen farbigen und mit Sorgfalt zusammengesuchten Photos sind ein zusätzliches Erlebnis. Das Buch ist solcherart ein leicht lesbares und allgemeinverständliches Werk mit wissenschaftlichem Anspruch. Józsa schließt mit seiner Arbeit zweifellos eine Lücke, da seit 1914 kein Buch über die gemeinsame Armee Österreich-Ungarns in ungarischer Sprache erschienen ist. Ton, Interpretation und Darstellung geben dieses Stück österreichisch-ungarischer Geschichte als das wieder, was es ist: ein Teil der europäischen Geschichte.

Norbert Spannenberger

München

DEÁK, ISTVÁN: *Der K. (u.) K. Offizier 1848-1918*. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1991. 333 S.

Neben dem Monarchen und der Beamtenschaft war die Armee eine der wenigen Klammern des Habsburgerreiches im Zeitalter des Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. Die Offiziere waren die tragende Säule dieser Streitmacht. Sie prägten die geistige Haltung der Mannschaft. Sie sahen sich mehr als Untertanen des Monarchen als im Dienst der Monarchie oder gar ihrer Völker. Die einzigartige Stellung dieser Gesellschaftsschicht in dem Vielvölkerstaat war für den Verfasser Anlaß zur Abfassung der vorliegenden Untersuchung. Wichtig für seine Forschungen war »die ethnische Herkunft der Offiziere, die Gründe für ihren Eintritt in die Armee, ihre Erziehung und Ausbildung, ihre Ideologie, ihr Lebensstil und ihre besonderen Gewohnheiten, ihre Rolle in Politik, Kultur und Gesellschaft« (S. 12). Deák sieht in der Entwicklung des Offizierkorps einen Gradmesser für den Fortbestand der Monarchie. Er kann auch schlüssig beweisen, daß für den Zusammenbruch der Doppelmonarchie 1918 die Offiziere in gewisser Hinsicht eine Mitverantwortung tragen. Die großen militärhistorischen Zäsuren werden vom Verfasser in den beiden großen Niederlagen von Solferino 1859 und Königgrätz 1866 gesehen. Nach einer längeren Konsolidierungsphase geriet die Armee in der Krise des Dualismus zwischen die politischen Fronten, bis sie schließlich 1906 zu einer letzten Reform vor ihrem Untergang ansetzte.

Nach der kurz gerafften Geschichte der Armee wird im Hauptteil des Buches der Lebensweg eines k. und k. Offiziers auf seinen Ausbildungs- und Laufbahnstufen bis hin zu seinem Ruhestand nachgezeichnet und mit der Gesamtgeschichte der Donaumonarchie bis zu ihrer Auflösung verwoben. Die gesellschaftliche Stellung des Offiziers und die Rolle der Juden im Kampf um ihre Gleichberechtigung im Offizierkorps werden ebenso

ausführlich behandelt wie das Verhältnis des Korps zur Truppe, zum Monarchen und zu den zivilen Organen des Staates.

In einem Epilog widmet sich der Verfasser dem Schicksal und dem Werdegang der k. u. k. Offiziere in den Nachfolgestaaten. Abschließend folgt eine kritische Würdigung der benutzten Quellen. Das Werk ist in einem leicht lesbaren, anregend mit Anekdoten verknüpften, der wissenschaftlichen Quellenkritik jedoch keineswegs abträglichen Stil geschrieben, so daß es nicht nur die Fachwelt, sondern auch den breiteren Lesekreis anspricht.

Horst Glassl

München

RAUCHENSTEINER, MANFRIED: *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*. Graz/Wien/Köln: Styria 1993. 719 S., 8 Kt., 49 Abb.

Manfried Rauchensteiner, Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums und Universitätsdozent in Wien, legt in diesem Band die Ergebnisse seiner ausgedehnten Forschungs- und Lehrtätigkeit zum Thema seit 1987/1988 vor. Er offeriert eine ausgewogen kompilierende, bislang fehlende Synthese der politisch-militärischen und sozioökonomischen Ereignisse von Juni 1914 bis Anfang November 1918, gestützt auf jahrzehntelange Detailuntersuchungen und eigene Archivforschungen. Das Buch erschließt reichhaltiges Quellenmaterial, so aus dem Privatbesitz höherer Offiziere wie H. Graf Herberstein oder O. Potiorek, hauptsächlich aber aus dem Haus- und Hofarchiv beziehungsweise Kriegsarchiv in Wien, dem Kriegsarchiv Prag, aus dem Ungarischen Landesarchiv Budapest und dem Nachlaß István Graf Tizas in Budapester Synodalarhiv der reformierten Kirche. Weiters wurden relevante Archive in Bern, London, Bonn, Freiburg/Breisgau, Moskau und Tirana besucht. Die breite Phalanx der Forschung, insbesondere jüngerer angelsächsischer und natürlich deutschsprachiger Herkunft wurde konsequent verarbeitet, wenngleich manchem vielleicht „Staatskunst und Kriegshandwerk“ etwas zu oft, J. Kockas Band zur reichsdeutschen Sozialgeschichte im Krieg oder R. Rürups Studie zum Geist von 1914 dagegen nicht herangezogen wurden. Beachtenswert ist auch die Themenbreite und Vielzahl vom Verfasser angeregter Universitätsarbeiten, so zur (ungarischen) Mobilmachungspraxis, den Alltagserfahrungen der cisleithanischen Zivilbevölkerung oder der vormilitärischen Ausbildung im Hinterland seit 1915.

Nach zwei einleitenden Abschnitten zur Ausgangslage innerhalb des Imperiums und der militärfachlichen Vorgeschichte dirigiert der Autor den Leser über 25 Kapitel durch den komplexen Wissensstand zu operativen und militärpolitischen Abläufen und analysiert sorgsam ihre erfolgverheißenden Entscheidungsmomente wie Tarnów-Gorlice und Flitsch-Tolmein 1918 oder aber entscheidende Wendepunkte wie den Kriegsein-

tritt Italiens und die Wiedereröffnung des cisleithanischen Reichsrats im Mai 1917. Der Verfasser betont dabei insgesamt wohl ganz zurecht die prinzipielle Offenheit der operativen Situationen und den selten beachteten Umstand der entgegen vieler Prognosen beeindruckenden Leistungsbereitschaft und Stabilität von Front und Hinterland wenigstens bis zu den Jännerstreiks 1918.

Nur wenige Kernpunkte seien hier aus der einsichtig strukturierten Darstellung herausgegriffen. Im Hinblick auf die langanhaltende Debatte um Kriegsursachen und Schuldfrage umreißt Rauchensteiner als effektiv kriegsauslösende Ursachen im Anschluß an neuere angelsächsische Untersuchungen von S. Williamson und F. R. Bridge die relative Schwäche der habsburgischen Großmacht, ihre strukturelle Balkanzentriertheit und das paradoxerweise langfristig destabilisierende »Defizit an Krieg«. Wenn man also im Sinne H.-U. Wehlers vom »Sozialimperialismus«, eher noch von Sozialmilitarisierung und kalkulierter Kriegsentfesselung zum Zwecke der inneren wie äußeren Machtprobe sprechen wollte, so am ehesten im Fall des Habsburgerreiches 1914. Rauchensteiner belegt die bedächtige Umsetzung »lang gehegter Erwägungen und längst vorbereiteter Entschlüsse« der leitenden Staatsmänner in der Julikrise ebenso gründlich wie die relative Alternativlosigkeit solchen Handelns: Hier vollzog sich zualtererst die bewußte, wenn auch nicht desperate Flucht in die kriegerische Konfliktlösung, im Unterschied etwa zu dem Ausbruch aus einer massiv selbstverschuldeten Manövrierunfähigkeit bei dem so oft im Vordergrund gesehenen reichsdeutschen Fall.

Eines der Zentralprobleme von Monarchie und Krieg sieht der Verfasser in der Verflechtungsgeschichte von aggressivem Militärapparat, zivilem Ordnungswillen und nationalitätenpolitischen Überlebenschancen. Einerseits war zweifellos gerade die traditionsbewußte Führungselite des dynastiegeschworenen Heeres eine der wesentlichen Stützen von Reich und Krone. Sie nahm aber um des zeitweilig erreichbaren Siegfriedens und seiner innerstaatlichen Sicherstellung willen rasch militärdiktatorische Züge an, wobei Rauchensteiner deutlich »Perversion der Macht« wie auch Modernisierungseifer in Gestalt der Reichsreformpläne des AOK um Conrad von Hötzendorf aufzeigt. Mit deren sukzessiver Einhegung, ja besser der Rückholung des Krieges in eine von Zivilisten beherrschte Politik wurde dann zwar Kurs auch auf innere Liberalisierung oder verstärkte Friedenskontakte genommen. Solches mußte nun aber komplementär zu der wachsenden Penetranz deutscher Waffenhilfe angesichts aufscheinender eigener Schwäche durchgesetzt werden. Vom Kriegsbeginn bis zum reichsdeutschen Oberkommando und Waffenbund 1918 vollzog sich zugleich die politische Entmündigung des Bundesgenossen zu »Austerungarn«, die letztlich alle eigenständigen Friedensfühler und Ausgleichversuche desavouierte. Personell und führungspolitisch verlor die multinationale Monarchie mit der alten deutschadministrierten Armee eine der letzten tragenden Stützen und Daseinsgarantien – im Gegensatz zu der

sich gleichzeitig etablierenden Diktatur der »Professional Soldiers« in der III. OHL schon vor dem Thronwechsel 1916.

Gestützt auf zum Teil neu erarbeitetes Aktenmaterial hebt der Verfasser damit neben dem Nationalitätenproblem und den verfassungspolitischen Strukturängeln eine oftmals übersehene Grundkonstante des Krieges heraus: Die Monarchie kämpfte seit der Hoyos-Mission gegen eine stetig wachsende reichsdeutsche Dominanz, ja schließlich Hegemonie etwa in Gestalt strategisch-operativer Bevormundung, Kommandobesetzung oder dem aufgezwungenen »Hindenburg-Programm« an. Würde der Krieg schon aus Schwäche und Mangel an zumutbaren politischen Alternativen begonnen, so wurde die schiere Selbstbehauptung gegenüber einer buchstäblich entmachtend erfolgreichen Militärmaschinerie des Bundesgenossen auch in dieser Hinsicht das beherrschende Handlungsmuster und zuletzt sogar zentrales Motiv der Kriegführung. Rauchensteiner verfolgt diesen Zersetzungsprozeß insbesondere anhand des Verhältnisses von Hötzendorffschem Oberkommando und reichsdeutscher Generalität bis hinunter zu wachsenden Antipathien bei Frontoffizieren oder dem zwiespältigen Effekt unter den Mannschaften. Zugleich wird aber ein anderes bemerkenswertes Paradoxon erkennbar: Zwar wies die franzisko-josephinische Armee 1914 einen der vergleichsweise höchsten Verbürgerlichungsgrade in Mitteleuropa auf, sie agierte aber unter den Bedingungen einer auffällig zunehmenden »Sozialisierung der Gewalt« im Inneren und der europaweit magersten Rüstungsfinanzierung. Was dann der simple Erfolgsvergleich im Feld offenbarte, war im Gegensatz zur statusbewußten Junker-Armee nicht zuletzt mangelhafte Ausbildungsqualität, Führungsfehler en masse auf Kommandoebene und insgesamt scheinbar mangelnde Kampffähigkeit des »Kameraden Schnürschuh«.

Der Band ist weiterhin angemessen durchsetzt mit aufschlußreichen Kapiteln zum »Soldatsein« oder dem alltäglichen »Arbeitsleid« an der Heimatfront, ohne dabei bloß ökonomisch-statistische Anhänge zu kommentieren. Darstellung und Diskussion des gegenüber dem deutschen Reich doch anfänglich weit höheren Militarisierungsgrades im »fabriklichen Krieg« oder der zusehends inneren Zusammenhalt und Staatsloyalität ruinierenden Ernährungskrise wechseln ab mit subtiler Erörterung der cisleithanischen Regierungskrisen und der auf »Mitteleuropa« fixierten Kriegszieldebatten. Erfreulich breit untersucht der Verfasser Ausmaß, Hintergründe und Folgeprobleme der Frontdesertionen und späteren Revolutionierung zum Beispiel tschechischer Truppenteile im Hinblick auf allgemeine Kriegsmüdigkeit, nationalistische Motivationen und/oder dynastische Loyalität. Auf dem Hintergrund gegenwärtig in Berlin und London laufender Projekte zur vergleichenden Geschichte von Militärjustiz und Deserteuren offenbart sich dabei ein bislang noch wenig berücksichtigtes Forschungsfeld mit reichlich vorhandenem Material.

Einige interessante Bereiche freilich blieben wohl notgedrungen unterbelichtet. Der Schwerpunkt des Bandes liegt unter anderem wegen der in

Österreich brennenderen Nationalitätenfrage auf Cisleithanien und natürlich der Entwicklung des Gesamtstaatsverbundes. Ungarn begegnet darum aber vornehmlich in Gestalt entweder der Grafen Tisza und Burián oder eines, jeden »Modernisierungsversuch« oder angemessenere Kriegslastenverteilung aus letztlich nationaler Beschränktheit blockierenden Magnatenparlaments. Ob im Fall struktureller Änderungsvorschläge von Seiten des AOK oder gegenüber ausgleichsbedrohenden Initiativen Kaiser Karls – Ungarn verzögerte, intervenierte oder zeigte beim Erkennen der Probleme eine zumindest »gewisse Uneinsichtigkeit«. Man wird dabei zum einen deutlich an die ähnlich laut beklagte Dominanz konservativer Großagrarien in Preußisch-Ostelbien erinnert, zum anderen reflektiert aber ein solcher Befund vor allem die noch lange nicht abschließend erforschten Hintergründe, Sachzwänge und Motivationen innerhalb beider Führungsschichten. Eine womöglich vergleichende Gruppenanalyse der großungarischen Magnaten – obwohl doch im Rahmen von Kriegszieldebatten, Ernährungskrise oder im innenpolitischen Bereich immer wieder angesprochen – steht nach wie vor aus, wie Rauchensteiner die Dimension Adeldom unter der Einwirkung des Krieges leider überhaupt weitgehend unbeachtet läßt. Die notwendige Beschränkung auf politische »Decisionmakers« oder militärinterne Entwicklungen könnte langfristig durch eine weiter sozialgeschichtlich geschärfte Sichtweise nur gewinnen. Ältere Pionierarbeiten von E. Bruckmüller, H. Stekl oder V. Bácskai dürften darin wegweisend bleiben.

Der Band ist sorgfältig und leserfreundlich ediert. Als erfahrener Museologe erzählt Rauchensteiner mit einer gerade für eine moderne Kriegsgeschichte unabdingbaren Objektnähe, die auf persönlicher Kenntnis kriegerischer »Alltagskultur« wie auch der meisten Schauplätze bis hinunter zum Skutari-See aufbaut. Die Skizzenbeilagen zu zentralen Frontabschnitten und nahezu fünfzig Fotoreproduktionen veranschaulichen exemplarisch und eindrucksvoll die Darstellung. Ein solider Anmerkungsapparat sowie eine äußerst reichhaltige Auswahl von Quelleneditionen und Literatur ermöglichen dem Interessenten ein konzentriertes, weiterführendes Arbeiten. Eben solches gilt für die detaillierte Chronik und das angenehm zuverlässige Personen- und Ortsregister.

Wenn auch ein klarer resümierendes Kapitel wünschenswert wäre, erzählt Rauchensteiner brillant, zuverlässig, argumentativ und geradlinig eine faszinierende Geschichte, deren wissentlich Mitlebende heute fast völlig verschwunden sind, deren Charakteristika, Lösungsversuche und Nachwirkungen hingegen aktueller sind denn je. Endlich also eine erfreulich lesbare und zugleich profunde Synthese zum Sterbenskampf der Monarchie am »Ende der Neuzeit«, schwergewichtig im besten Sinne.

HASLINGER, PETER: *Arad, November 1918. Oszkár Jászi und die Rumänen in Ungarn 1900 bis 1918*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1993. 165 S. = Zur Kunde Südosteuropas II/19.

Der Verfasser behandelt das Verhältnis zwischen den in Siebenbürgen und in Ostungarn lebenden Rumänen und dem ungarischen Staat von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Er zeigt die Entwicklung des Konflikts bis zu den Verhandlungen zwischen dem Nationalitätenminister Oszkár Jászi und dem Zentralen Rumänischen Nationalrat am 13.-14. November 1918 in Arad auf. Dabei werden beide Seiten des Konflikts dargestellt: Zum einen die kulturelle und politische Entwicklung der in Ungarn lebenden Rumänen (Gründung und Tätigkeit der Rumänischen Nationalpartei, Einflüsse aus dem Königreich Rumänien, Entstehung des Irredenta-Gedankens), zum anderen das Verhalten Budapests gegenüber den Rumänen (Assimilationspolitik, Nationalitätengesetze). Besonders hervorzuheben ist, daß neben ungarischen Archivalien sowohl ungarisches als auch rumänisches Material ausgewertet wurde.

Der Hauptteil ist der Entwicklung des Verhältnisses im Ersten Weltkrieg gewidmet. Dem Autor gelingt es, die Verflechtung zwischen der Entwicklung der politischen Haltung der Rumänen und der Haltung des ungarischen Staates herauszuarbeiten, unter besonderer Berücksichtigung der Konzeptionen Oszkár Jászis, so des Plans einer Donaukonföderation. Die bisher skizzierte Thematik findet nach Haslinger ihre Zuspitzung im Herbst 1918. In die Zeit anarchischer Zustände im Oktober und November 1918 fallen die Proklamation des Selbstbestimmungsrechts der Rumänen durch Alexandru Vaida-Voevod im Budapester Parlament sowie die Gründung des Zentralen Rumänischen Nationalrates. Die Nationalitätenpolitik des Budapester Ungarischen Nationalrates und der Regierung Mihály Graf Károlyi sowie die politischen Konzeptionen bilden nach Meinung des Autors zwei aufeinander zulaufende Stränge. Die ungarisch-rumänischen Verhandlungen in Arad konnten den Konflikt jedoch nicht mehr entschärfen. Jászi legte zwar einen den Rumänen weit entgegenkommenden Föderationsplan auf ethnischer Basis vor, angesichts der militärischen und außenpolitischen Lage (Waffenstillstand von Belgrad, Abzug der Mittelmächte aus Rumänien, Wiedereintritt Bukarests in den Krieg, militärischer Vormarsch Rumäniens, positive Haltung der Alliierten zu Rumänien) lehnte die rumänische Seite unter Iuliu Maniu alle Angebote ab und beanspruchte die Regierungsgewalt für die rumänisch bewohnten Gebiete Siebenbürgens für sich. Zudem erklärten die Rumänen ihre Absicht, sich von Ungarn zu lösen. Damit war die Entscheidung für die »gesamtrumänische Option« (S. 136) gefallen, die sich – wie der Verfasser nachweisen konnte – seit 1917 immer deutlicher abgezeichnet hatte.